

Friedenskämpfer

Selbstmordanschläge, Raketenangriffe und Schießereien – der Bürgerkrieg in Syrien erreicht den Libanon. Eine Gruppe ehemaliger Milizionäre will das nicht hinnehmen. Sie wollen verhindern, dass sich die Geschichte wiederholt. Aber wie?

Von Jan Rübel

Fotos: Frank Schultze



Früher waren sie erbitterte Gegner, heute kämpfen sie gemeinsam gegen einen Bürgerkrieg (v. l. n. r.): Badri Abou Diab, Fuad Dirani, As'ad Shaftari, Ziad Saab und Haidar Ammacha. Die ehemaligen Kämpfer haben die Organisation „Exfighters for Peace“ gegründet

FRANK SCHULTZE/ZEITUNGSPHOTO



Alltag in Beirut: Panzer und Sperrungen gehören zum gewohnten Straßenbild (l.). Viele Bürger wollen eine Eskalation der angespannten Lage verhindern; sie demonstrieren für eine friedliche Lösung

W

Wenn As'ad Shaftari morgens ins Auto steigt, dauert das ein Weile. Er hantiert herum, dann kommen drei, vier, fünf eingeübte Griffe. Erst wenn Hände und Augen keinen versteckten Sprengsatz zwischen den vier Rädern entdecken, fährt er los. Lässt sein Haus hinter sich, das Haus mit den vergitterten Fenstern und dem Stacheldraht auf dem Balkon. Aber Shaftari spricht ungen über Griffe und Draht. Er schaut dann lieber schnell konzentriert auf den anschwellenden Autostau kurz vor dem Hafen in der City.

In Downtown, vorbei am ausgetrockneten Flussbecken, blickt As'ad Shaftari kurz nach rechts auf eine riesige Halle, „Sleep Comfort“ steht in großen Lettern an der Möbelfabrik. „Hier war eines unserer Gefängnisse.“ Er reißt die Augen auf, als staunte er selbst darüber. Tatsächlich hört es sich so an, als sei es gestern gewesen, wenn er vom Bürgerkrieg spricht, der zwischen 1975 und 1990 im Libanon herrschte; als komme Shaftari noch immer täglich aus den Trakten, von den Verhören. Fast beiläufig schildert er, was er damals dort tat. Als Geheimdienstchef der Forces Libanaises, jener berüchtigten Miliz der Maroniten. Wie viele Menschen er töten ließ, sagt er, wisse er nicht.

An der ehemals Grünen Linie, durch die sich sein Wagen nun schlängelt, erinnert wenig an den Krieg, sie trägt kaum noch Spuren von Granaten und Gewehren. Einstmals markierte sie den durchschiebten Frontverlauf zwischen muslimischem Westen und christlichem Osten des Libanon. Heute soll die Geschichte vergessen werden, wird hier wie in ganz Beirut gebaut und verschönert. Die steigenden Immobilienpreise verwandeln die Stadt in ein Disneyland aus gelackten Glastürmen, Neoklassik in Sandstein und Ruinen-sprenkeln.

Doch die Vergangenheit lässt sich so leicht nicht verdrängen, nicht immer zumindest. Über den Städten Libanons liegt in diesen Tagen Spannung, Machtfragen werden gestellt, Bomben gelegt, auch das. Die jüngsten Bombenanschläge – auf Ex-Minister Muhammad Chatah und nun am Donnerstag im von vielen Schiiten bewohnten Beiruter Viertel Haret Hreik – schreiben eine weitere Episode im Konflikt zwischen Sunniten und Schiiten im Nahen Osten. „Die jüngste Explosion soll so aussehen wie eine Antwort auf die erste“, sagt As'ad Shaftari – und lässt damit die Frage nach der Urhebererschaft offen. Seine Analyse ist kühl und knapp: „Viele wollen den Bürgerkrieg im Libanon – aus verschiedenen Gründen. Gäbe es zivilen Frieden bei uns, so glauben einige, würde das die Kämpfe in Syrien mindern. Hisbollah würde nämlich nach dieser Lesart sein militärisches Engagement dort einschränken.“ Ein Riss teilt das Land in Unterstützer und Gegner des Regimes von Baschar al-Assad im benachbarten Syrien. „Wissen die Leute nicht, worauf sie zu-treiben?“, fragt As'ad Shaftari. „Ich habe Angst, dass sich die Fehler von damals wiederholen.“

Der Bürgerkrieg brach vor 38 Jahren aus, weil die Libanesen keine Antwort auf zwei Fragen fanden, die simpel erscheinen, es aber nie sind: Was hält unseren Staat zusammen? Was sind seine Aufgaben? Heute ist man einer Lösung nicht näher. Nach wie vor sind die Bindungen an die Familie, den Clan und die Konfession tiefer und fester als die Identifikation mit einer „Nation“. 17 Religionsgemeinschaften leben als Staaten im Staate nebeneinander, und keine ist stark genug, um alle anderen tatsächlich zu dominieren. Das schafft Spannungen. Und der Krieg in Syrien erhöht sie noch mehr. Damit schwindet die Hoffnung, der Libanon werde nicht betroffen sein, würde nicht das nächste Land sein im von Krisen und Brüchen geschüttelten Nahen Osten, wo ein Bürgerkrieg droht.

As'ad Shaftari drückt sanft auf die Hupe, vor ihm stockt mal wieder der Verkehr. Seine Lippen bewegen sich stumm. Er ist ein kleiner 58-jähriger Mann, dessen Augen immer aufgerissen wirken. Er wusste schon immer mehr als andere, in gewisser Weise, in der Schule übersprang er Klassen, diente sich noch als Student in der Miliz rasch nach oben. Und er war der erste Warlord, der seine Kriegstaten öffentlich bereute. Deshalb hat er jetzt diesen Termin, in seinem Büro beim Nationalmuseum.

Im ersten Stock des Baus in verblichenem Braun setzt er sich mit fünf Mittelfingern an einen mächtigen Furnierholztisch. Sie schieben Tüten mit Chips und Colaflaschen beiseite, beugen sich über einen Tablet-Computer: Einer von ihnen hat neue Videoaufnahmen aus seiner Nachbarschaft in Saida mitgebracht, einer Mittelmeerstadt südlich von Beirut. Darauf zu sehen sind Männer, die vom Balkon schießen, Männer, die in gelben Westen mit Kalaschnikows über einen Parkplatz schleichen – Szenen einer Auseinandersetzung zwischen sunnitischen Extremisten und Milizionären der radikal-schiitischen Hisbollah, As'ad Shaftari sagt: „Ich könnte kotzen.“

Er klappt den Computer zu. „Sind die Straßen morgen offen? Wir wollen doch in den Norden, nach Trablous zu einer Schulklasse.“ Alle nicken nur kurz. Entschlossen wirken sie, um viele Worte bemüht sich keiner. Eine seltsame Ruhe geht von ihnen aus, bedrückt und gelassen zugleich. Damals, im Bürgerkrieg, bekämpften sie sich – Paris As'ad von der schiitischen Amal-Miliz und Haidar Ammacha von den Palästinensern um George Habasch, Badri Abu Diab von der drusischen PSP und Fuad Dirani von der Organisation für kommunistische Aktion, Ziad Saab von der Kommunistischen Partei und As'ad Shaftari, damals Auge und Ohr der rechtskonservativen Christenmiliz. Vor sechs Monaten liefen sie sich zufällig bei einem Kongress verschiedener Nichtregierungsorganisationen in Beirut über den Weg, es war eines von vielen Treffen, auf denen man an den Bürgergedanken der Libanesen appelliert. Das halbe Dutzend ehemaliger Kämpfer stellte

„Ich habe Angst, dass sich die Fehler von damals wiederholen“

As'ad Shaftari,
Ex-Geheimdienstchef und
Friedenskämpfer



Angst um die Zukunft seines Heimatlandes: As'ad Shaftari

auf den Fluren fest: Heute stehen sie auf derselben Seite, die scheinbare Unweigerlichkeit der nächsten Auseinandersetzung raubt ihnen den Nerv. Den jugendlichen Hass auf andere Gruppen und den Glauben an die Allmacht von Ideologien hatten sie längst verloren, nicht aber die Traumata ihres Kriegerlebens. Das verband. Sie fühlen sich als gebrannte Kinder der Gewalt – hinweg über alle politischen Differenzen, die bis heute bestehen.

Einen Namen für sich haben sie schon, „Fighters for Peace“. Heute feilen sie an einem Brief, mit dem sie erstmals an die Öffentlichkeit gehen wollen. „Damals dachten wir, wir stünden im Recht“, liest Ziad Saab laut vor. „Wir töteten, entführten und zerstörten.“ Und an die Kämpfer von heute: „Ihr bedroht nicht nur das Land, sondern auch Euch selbst. Jeder abgefeuerte Schuss wirkt beim Schützen wie Gift.“ As'ad Shaftari trommelt mit den Fingern entlang der Tischkante. Er fragt: „Ginge das noch treffender?“ Die anderen grinsen verlegen.

Die „Fighters for Peace“ stehen vor einer schwierigen Mission. Sie wollen die Vorurteile angehen, welche die Konfessionen gegeneinander pflegen, die machen sie als Grundübel aus. Und sie wollen ihren Landsleuten die Gewalt ausreden, solange die Zeit dafür noch reicht. Dafür tingeln sie durch Schulen und Jugendzentren, leisten sogenannte Graswurzelarbeit. Sie halten Reden und geben Workshops über die zerstörerische Wirkung von Waffen, die diese Probleme nur verschlimmern. „Und ins Fernsehen müssen wir“, sagt Ziad Saab, „nur so erreichen wir die ehemaligen Kämpfer.“ Auf der Straße ist jeder von ihnen angesehen, ein Held. In ihren Heimatregionen des Libanon gelten sie als jene, die einst schützten und bewahrten. Die für das Überleben der „Gemeinschaft“ kämpften. Man respektiert sie, fürchtet sich ein wenig vor ihnen. Und nun wollen sie gegen ihren eigenen militärischen Nimbus anreden. An all das erinnern, was damals schief lief. Es ist, als redeten sie gegen sich selbst an. Und sie stehen dabei ziemlich allein da.

Am nächsten Tag versteckt sich die Sonne hinter grauen Morgenwolken, als As'ad Shaftari in Trablous aus seinem Wagen steigt. Die Fahrt von der Millionenmetropole Beirut zu der Stadt im Norden mit ihren 200.000 Einwohnern verlief entlang der 90 Kilometer ohne Zwischenfälle, die Straßen waren leer gefegt. Ein einsamer Panzer am Wegesrand trug ein Graffito von Bug bis Heck: „Es gibt keinen Gott außer Gott.“

Nicht alle Schüler sind heute zum Workshop der Friedenskämpfer erschienen, insgesamt 20 warten in der großen gelbbraun gestrichenen Aula im ersten Stock. In der vergangenen Nacht gab es Schusswechsel zwischen Gegnern und Alliierten Assads. Ziad Saab, der ehemalige Kommunist, beginnt mit einem Witz. „Du sitzt rechts“, sagt er zu As'ad Shaftari, setzt sich links auf einen schneeweißen Plastikstuhl. Und lacht.



Geschichte und Abschreckung: In Friedens-Workshops schauen Schüler Videos des Bürgerkriegs. Rechts: Ein zerschossenes Haus in Beirut erinnert an die im Bürgerkrieg hart umkämpfte „Grüne Linie“



Es ist nicht ganz klar, ob die Kinder das verstanden haben, aber sie sind neugierig, mustern die beiden Kämpfer. „Was habt ihr damals im Bürgerkrieg gemacht?“, fragt Nahil, 14. Ziad Saab schaut erstaunt. „Schlimme Dinge. Darüber reden übrigens die meisten nicht öffentlich, das ist tabu.“ As’ad Shaftari reckt sich, er wirkt jetzt größer. „Wir wollen aber darüber reden, vor allem über Waffen. Sie sind nicht cool. Sie sind nur zum Töten.“ Er wiederholt die Passage aus dem Brief von gestern: „Und mit jedem abgefeuerten Schuss tötet man ein Stück seiner Seele.“ Es klingt pathetisch. Najib, 14, ist nicht überzeugt.

„Woher weißt du das?“ „Ich weiß es.“ So, wie er weiß, dass er sein Auto täglich auf Sprengstoff kontrollieren muss.

Die Kinder erzählen von den Schusswechseln in ihrer Nachbarschaft. „Ab 18 Uhr darf ich nicht mehr auf die Straße“, sagt Omar, 13. „Die Bürgersteige sind wie hochgeklappt.“ Und Najib: „Da braucht man selbst eine Waffe. Ich mag sie nicht, aber eine Pistole macht mich stark, und verteidigen muss ich mich doch.“ As’ad horcht auf. „Wer sagt das?“ Najib zögert. „Na, alle. In meiner Verwandtschaft haben alle Waffen daheim.“

Als der Bürgerkrieg endete, gab kein Kämpfer seine Waffen ab. Man verschloss sie im Nachtschrank. Sie sind da – und töten noch heute, bei Hochzeiten, wenn eine Kugel im Jubel irrlichert, oder wenn ein Streit zwischen Jugendlichen eskaliert. Alles schon passiert, und nicht nur einmal. 1200 solcher Tode gab es 2012 im dem Vier-Millionen-Land. In den Schulbüchern steht derweil kein Wort über den Bürgerkrieg, nach seinem Ende verschrieb sich das Land eine kollektive Amnesie. 1991 hatte eine Generalamnestie auch juristisch alle Kriegsverbrechen zu den Akten gelegt. Für Versöhnung war kein Platz. Der Friede wurde bloß deklariert; keine Sieger, keine Besiegten.

As’ad Shaftari steht auf, legt seine Hände auf beide Ohren. „Alle haben das gesagt? Ich kann das nicht mehr hören.“ Stille Post steht nun auf dem Programm – das Spiel als Hinweis darauf, wie schnell eine Information ihren Inhalt ändern kann. „Hört nie auf Dritte“, appellieren die Männer an die Jugendlichen. „Hört nur darauf, was der Nächste sagt. Und haltet Ausschau nach gemeinsamen Interessen.“ Sie blicken, als wollten sie die Kids hypnotisieren. Ihr Job ist hart: Charles Harb, Professor für Psychologie an der Amerikanischen Universität von Beirut, machte 2010 in einer Studie erschreckende Entdeckungen über die libanesische Jugend. Ein Drittel bekennt sich offen zu feindlichen Vorurteilen gegenüber anderen Konfessionen, zwei Drittel würden niemals interkonfessionell heiraten. Diese Grundtendenzen haben sich in den vergangenen Jahren sogar verstärkt. Waffen gehören für die Jugendlichen zum Alltag, Nachfrage und Preise steigen derzeit.

Den Abend lassen zwei der Freiheitskämpfer in einem Café in Beirut ausklingen. Ziad Saab kippt Bier in ein tiefgekühltes Glas mit Zitronensaft

„In meiner Verwandtschaft haben alle Waffen daheim“

Najib, 14



Heldenverehrung: Märtyrerdenkmal mit Einschüssen vor der Moschee in Beirut

und Salzkruste am Rand, hinter ihm füllt sich die Straße hin zum Sternplatz. Die Sonne taucht den Sandstein in ein mattes Gold. Downtown ist in Ausgehlauene, Paare ganz in pastellfarbenem Lacoste schlendern vorbei. Früher stand hier der alte Basar, doch Bagger schoben Mitte der Neunziger alles, was von ihm übrig war, ins Meer. Heute wölbt sich hier ein vollständiger Prachtbautenkiez aus hellbraunem Stein, mit Säulengängen unter Kreuzrippengewölben und kleinen Balkonen, so leer wie die teuren Wohnungen hinter ihnen. Alles soll alt wirken und dennoch neu – ein stummes Zwiegespräch zweier Zeiten. Eines, das auch Ziad Saab und As’ad Shaftari aufnehmen; immer wieder kreisen sie um die Vergangenheit.

„Wenn wir uns 1976 in einem Café getroffen hätten“, sagt Ziad Saab und grinst nach einem Schluck Zitronenbier, „hättet du mir eine Bombe unter den Tisch gelegt. Und ich hätte draußen gewartet, um dich abzuknallen.“ As’ad Shaftari lächelt zurück. „Stimmt nicht. Wir Libanesen sind exzellente Lügner. Wir hätten uns umarmt und miteinander getrunken. Zurück zu Hause hätten wir dann geplant, wie wir uns gegenseitig fertigmachen, zwei, drei Tage später.“

Damals lebte Ziad Saab im Untergrund, gejagt von As’ad Shaftaris Geheimdienst, vom Mossad und anderen; er war einer der wichtigsten Kommandeure der kommunistischen Milizen, „ich wechselte täglich den Schlafplatz“. Mit 14 trat er der KP bei. Er wollte die Welt verbessern. Und er hatte gehört, dass man in der KP nicht an Gott glaubt, das fand er gut: „Als ich ein Kind war, besuchte uns ab und zu ein religiöser Scheich zur Unterredung. Er wollte seine Ruhe dabei; wir vier Geschwister wurden ins andere Zimmer unserer Zweiraumwohnung weggesperrt.“ Das machte den Scheich und seine Religion bei den Kindern nicht gerade beliebt.

Mit 17 übernahm Ziad Saab in der Partei die Leitung der „militärischen Abteilung“, „auch weil ich mit 1,87 Meter der Größte war“. Lachfalten umspielen seinen Mund. Mit 18 zog er in den Krieg, das war 1975. Er erzählt von Schlachten, Gewaltmärschen und Verstecken. Dass er noch heute von Toten träumt und nachts kaum durchschläft, weil früher die Nacht zum Kämpfen war, erwähnt er nur nebenbei. Als am Nachbartisch ein Glas umfällt, zuckt Ziad Saab zusammen. Sein Gesicht wird zu Stein. Er schaut sich um, richtet sich wieder auf. „Wo war ich stehen geblieben?“ As’ad Shaftari dagegen schweigt an diesem Abend viel. Seine Augen schimmern milde, nicht so hart wie vor einem Dutzend Jahren. Betrat er damals ein Café, teilten seine Blicke aus. Heute dreht sich kaum jemand nach ihm um.

Wie die Menschen im Straßenlaternenlicht schäkern, beim Lachen den Kopf in den Nacken werfen und aus der Ferne Tangomusik heranschwebt, wirkt die Bedrohung in diesen Gassen kaum vorstellbar. Aber menschliche Schatten erinnern daran, dass der Krieg nahe ist: Zwischen

die prächtigen Paare auf dem Bürgersteig mischen sich geduckte Gestalten, aus rußverschmierten Händen bieten sie Feuerzeuge an oder Kaugummi; sie bleiben nie stehen, ziehen langsam vorbei. Beirut ist voller Menschen, die vor dem Krieg flüchteten. Sie betteln und schlafen auf der Straße – mehr als eine Million Syrer hat der Krieg gegen Assad in den Libanon vertrieben. Keine Zeltlager nehmen sie auf, keine Barakensiedlungen. Sie tauchen ab. Werden von libanesischen Familien privat aufgenommen oder schlagen sich allein durch, irgendwie. Sie sind da, angekommen sind sie nicht.

Krieg ist ein Monstrum. Keiner will ihn, und dennoch bedroht er das Land. Das politische System des Libanons ist schwach, von der Politik ist nicht viel zu erwarten; sie reduziert sich traditionell aufs Dirigieren von Geldströmen. Bis vor Kurzem hielt die politische Klasse immerhin den Schein aufrecht, dass der Staat funktionieren würde. Doch seit März existiert nicht einmal eine arbeitsfähige Regierung; man zertritt sich über die Verlängerung von Amtszeiten. Seitdem stehen sich zwei Lager kompromisslos gegenüber: Die vom Sunnitenführer Saad Hariri kontrollierte „Zukunftsbewegung“ und ein von der Hisbollah dominierter Block, mit christlichen Parteien auf beiden Seiten.

Der Riss im Land zwischen Befürwortern und Gegnern des Damaszener Regimes trennt auch die Institutionen. Druck von außen, Spaltung im Inneren: Das gab es schon 1975, als es um das Für und Wider der Präsenz palästinensischer Milizen ging, und 1958, als die Haltung gegenüber Ägyptens Präsident Gamal Abdel Nasser der Streitpunkt war; und sogar schon 1860, als man sich uneins war, was den westeuropäischen Einfluss betraf. Immer kam es zum Krieg. Und immer ging es um die Machtverteilung im Innern, die Kämpfe waren geprägt von einflussreichen Familien, Ränken und raschem Griff zur Waffe.

In der Stadt Trablous stoßen heute die Sunniten als traditionelle Gegner des syrischen Regimes mit Alawiten zusammen, die seit Generationen dort siedeln und fest zum alawitischen Diktator Baschar al-Assad halten. Und in Saïda, der südlichen und drittgrößten Stadt Libanons, reiben sich die sunnitischen Einwohner an der Präsenz paramilitärischer Gruppen rund um die Hisbollah. Die „Partei Gottes“ wirft ein wachsames Auge auf ihre sunnitischen Widersacher in allen drei großen Mittelmeerstädten des Landes, seit einigen Jahren sind die Schiiten zur mächtigsten Bevölkerungsgruppe aufgestiegen und haben besonders den Sunniten Einfluss genommen. Nun hat ihre Hisbollah Hunderte Männer nach Syrien geschickt, sie kämpfen offen an der Seite des Assad-Regimes gegen vorwiegend sunnitische Rebellen. Die Regierung in Damaskus war stets ein Alliiierter Hisbollahs und auch des Regimes im Iran. Die Mullahs in Teheran wiederum finanzieren den Jahresetat der Hisbollah, viele Millionen

RAKETEN AUS SYRIEN

Die libanesische Schiitenmiliz Hisbollah rüstet offenbar auf: US-Medienberichten zufolge verlagert sie weitreichende **Raketen aus syrischen Stützpunkten** in den Libanon. Dazu zählten Raketen des Typs Scud D, die Israel erreichen könnten, berichtete die „New York Times“ unter Berufung auf einen israelischen Sicherheitsanalysten. Die Scud D soll bis zu 700 Kilometer weit reichen. Die Waffen würden in Einzelteile zerlegt und dann mit Sattelschleppern aus Syrien geschmuggelt. Die meisten dieser Boden-Boden-Raketen, welche die Hisbollah von ihren Verbündeten Iran und Syrien erhalten habe, befänden sich bereits im Libanon. Die Miliz habe in Syrien nahe der Grenze zum Libanon ein **Netzwerk von Stützpunkten**, um die Raketen zu lagern und der Organisation „strategische Tiefe“ zu geben, zitiert das Blatt den Sicherheitsanalysten, der enge Kontakte zu israelischen Geheimdienstlern habe. Aber angesichts des nunmehr schon fast drei Jahre dauernden Aufstandes gegen den syrischen Präsidenten Baschar al-Assad, einen Verbündeten der Hisbollah, erscheine die Lagerung der Raketen in dem Land nicht mehr sicher. Der „New York Times“ und dem „Wall Street Journal“ zufolge schmuggeln Hisbollah-Mitglieder auch Komponenten von in Russland hergestellten **Schiffsabwehrraketen** in den Libanon. Die Zeitungen berufen sich dabei auf US-Regierungsbeamte. Die modernen Lenk Waffen könnten die Schlagkraft der Hisbollah in einer künftigen Konfrontation mit Israel deutlich verbessern, berichtet das „WSJ“. Israel hat im vergangenen Jahr versucht, mit einer Reihe von **Luftangriffen** in Syrien für die Hisbollah bestimmte Waffensysteme zu zerstören. Auch deshalb, so heißt es in den Zeitungen, würden die Raketen aus dem Land gebracht. Unterdessen hat die Organisation für Islamische Zusammenarbeit (OIC) den jüngsten Anschlag in Beirut verurteilt. Der OIC-Generalsekretär warnte vor einem Übergreifen des Syrienkonflikts auf den Libanon und rief zur Bildung einer stabilen Regierung auf. Bei dem Anschlag waren an diesem Donnerstag mindestens sechs Menschen durch eine **Autobombe** ums Leben gekommen; mehr als 66 wurden verletzt.



Täter und Opfer an einem Tisch: As'ad Shaftari spricht mit Wadad Halwani. Ihr Mann wurde während des Bürgerkriegs von christlichen Milizen entführt – die Shaftari damals befehligte. Rechtes Bild: Ausgebombte Häuser neben prächtigen Neubauten wirken sinnbildhaft für die Konflikte im Libanon, die bis heute nicht beigelegt sind

Euro schwer. So kämpfen in Syrien Libanesen gegen Libanesen – mancher libanesische Sunnit schloss sich syrischen Oppositionskämpfern an. Und der Krieg greift über. Längst finden Selbstmordattentäter aus dem Umfeld der sunnitisch-extremistischen al-Qaida ihre Racheziele in Beirut, greifen Institutionen von Hisbollah und Iran an. Die libanesischen Sicherheitskräfte schauen ohnmächtig zu. Zwar fahren die Polizisten auf Motorrädern von Harley Davidson und die Soldaten in mächtigen Hummer-Geländewagen. Dennoch sind sie schlecht ausgerüstet, zu wenige – und im Inneren gespalten entlang der Konfessionen. Keine wirkliche Herausforderung für kampfbereite Milizionäre.

„Unser Land zerfällt“, sagt As'ad Shaftari. „Gäbe es bei diesen Zusammenstößen wenigstens eine arbeitende Regierung, wäre das alles nicht so schlimm. Und auch anders herum könnten wir damit leben: Wenn wir zwar keine Regierung hätten, aber dafür keine Kämpfe. Aber beides zusammen? Das ist zu viel für unser kleines Land.“ Ziad Saab stimmt ihm zu. „Ein Krieg lässt sich jetzt nur noch verhindern, wenn Zukunftsbewegung und Hisbollah einsehen, dass Dialog besser ist als Gewalt.“

Warum tun sich die Libanesen all das an? Warum gibt es keinen Konsens über Grundprinzipien, warum überwuchern private Loyalitäten einen offenen Diskurs? Weil es nie anders war. Die Geschichte des Libanons ist seit Jahrhunderten die von einzelnen Gemeinschaften auf der Suche nach Schutz und Sicherheit – oft waren es religiöse Minderheiten, die im zerklüfteten Land siedelten und autonom lebten. Der große Historiker Kamal Salibi sprach von den Konfessionen als „maskierten Stämmen“, vom Libanon als „Haus aus vielen Wohnungen“. Die heutigen Grenzen des Zedernstaats sind künstlich gezogen, die Franzosen fassten im Zuge ihrer Mandats Herrschaft nach dem Ersten Weltkrieg ihre Interessengebiete kurzerhand zusammen. Fragmentiert blieb die Gesellschaft dennoch. Hinzu kommt, dass die einzelnen Gemeinschaften bis heute Patrone im Ausland haben – Regierungen, die mittels Geld Macht ausüben. Saudi-Arabien und Katar zum Beispiel fördern unterschiedliche sunnitische Gruppen, Iran die Hisbollah.

Noch hat keine der ausländischen Mächte Interesse an einem neuen Bürgerkrieg, sie halten ihre Gruppen zurück, während sie sie gleichzeitig mit Waffen ausstatten und schon jetzt kleine Bürgerkriege in verschiedenen Stadtvierteln austragen lassen. Letztlich sind auch den Ausländern Grenzen gesetzt; wenn die Libanesen wollen, werden sie aufeinander losgehen. Und die internationale Lage könnte sich schnell ändern. Der Libanon könnte dann rasch zur Arena werden, in der die Golfländer und der Iran ihre Rivalitäten mit entfesselter Waffengewalt durchfechten.

Dies ist die eine Seite des Libanons, die erbarungslos. Wird es indes einmal persönlich, zei-

„Ich habe mehr von dir erwartet. Du hilfst damit dir selbst, aber nicht uns“

Wadad Halwani, Witwe und Gründerin der Gruppe „Familien der Vermissten“, im Gespräch mit As'ad Shaftari



Der ehemalige christliche Geheimdienstchef As'ad Shaftari zeigt ein Bild aus der Zeit, in der er im Bürgerkrieg gekämpft hat

gen die Libanesen Neugierde und Offenheit, Wärme und Respekt – unabhängig von der Konfession. Diese beiden Welten passen nicht zueinander. Eine äußerst schwierige Aufgabe für einen Friedenskämpfer.

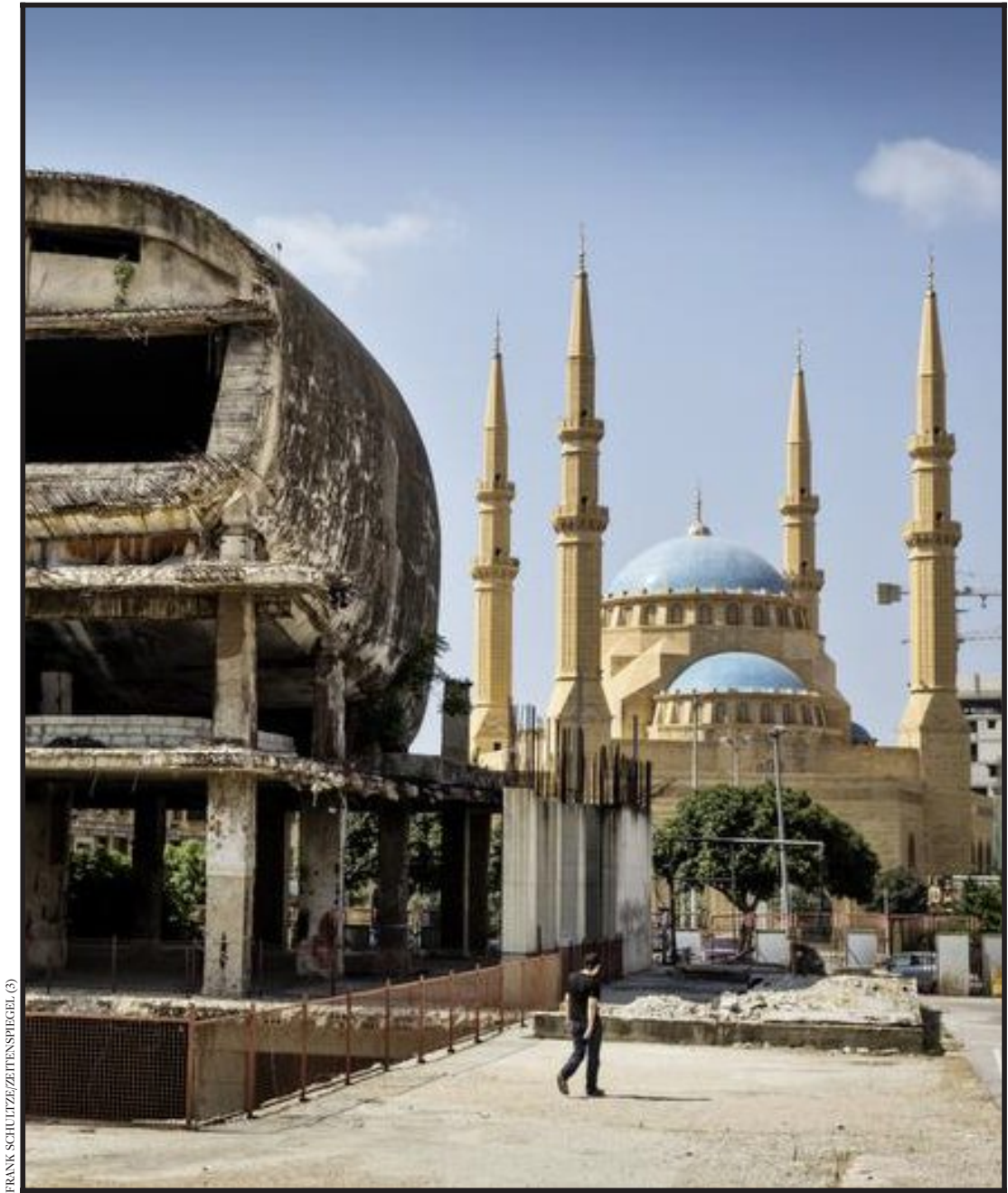
„Der Krieg begann mit einem Witz“, sagt As'ad Shaftari, „da war ich fünf.“ Damals empfand er die Zoten über Muslime als selbstverständlich, fühlte sich, wie die anderen in seiner Familie und auf der Straße, als jemand Besseres gegenüber Sunniten und Schiiten. Als der Krieg 1975 für ihn begann, war er 20 und entschlossen, seine christliche Gemeinschaft gegen die Muslime zu verteidigen. Er beendete nebenbei sein Studium der Elektrotechnik und arbeitete sich hoch bei den Forces Libanaïses. Zum Richter – und Henker. Als der Krieg endlich aufhörte mit seinen Tausenden Toten, den bis heute 17.000 Vermissten und Hunderttausenden von Vertriebenen, ging er zum ersten Mal ohne Leibwächter auf die Straße. Und genoss es. Er merkte, dass er den Geruch von Macht nicht brauchte, nicht unbedingt. Er zog sich zurück.

Seine Kameraden machten Karriere. Er, einer der wenigen orthodoxen Christen in der maronitischen Miliz und dort einer der Mächtigsten, stand vor dem Nichts. Nun, wo die Waffen schwiegen und neue Posten vergeben wurden, geriet seine Abstammung zum Hindernis: zur richtigen Zeit am falschen Ort. Einen Job fand er kaum, sein Ruf eilte ihm voraus – die Leute fürchteten ihn. As'ad Shaftari verschloss sich innerlich, lebt seitdem von einer bescheidenen Rente. Als zehn Jahre später sein zwölfjähriger Sohn ihm erzählte, wie seinen Schulfreund Ekel packe, wenn er eine Moschee passiere, da klickte es. Da war As'ad Shaftari auf einmal hellwach. „Ich sah vom inneren Auge meinen Sohn in einer Militäruniform. Mein Magen drehte sich um.“ Das war im Jahr 2000.

Einiges kam hoch. Ein Déjà-vu aus Kriegstagen, ein Ekel, den er tief in seinem Inneren verpackt hatte. Auch ein Staunen über sich selbst und wozu ein Mensch fähig ist. Und vielleicht auch verletzter Stolz, übergangen worden zu sein.

Er setzte sich sofort hin, schrieb binnen fünf Minuten einen Brief an das libanesische Volk. „Ich entschuldige mich“, fing er an, „ich wollte das Christentum verteidigen, aber was ich tat, hatte mit dem wahren Christentum nichts zu tun.“ Er erinnerte sich, wie er im Krieg sonntags zur Kirche gegangen war und nicht beichtete, weil er das Töten von Palästinensern nicht als Sünde betrachtet hatte. „Mir dämmerte, dass da etwas nicht stimmte.“

Er schickte den Brief an eine Nachrichtenagentur. Dort lag sein Schreiben fünf Tage unveröffentlicht, „Das ist zu groß für uns“, sagten die Redakteure“. Jemand rief ihn an, ein Befehl, den Brief zurückzunehmen. As'ad Shaftari ließ sich nichts mehr befehlen und schickte seine Botschaft an andere Zeitungen, eine veröffentlichte



FRANK SCHULTZ/ZEITUNGSPICHEL (3)

ihn schließlich. Es folgten Todesdrohungen. „Man nannte mich einen Verräter.“ Und dann kam nichts. As'ad Shaftari war der erste Kriegsverbrecher, der sich der Öffentlichkeit stellte; er blieb jahrelang der einzige. Bis vor einigen Wochen. Da gründeten sich die „Fighters for Peace“.

Am nächsten Tag geht die Gruppe online. Die Website „Lebanon Debate“ bringt ihren offenen Brief. Binnen Minuten steigt er zum meistgeklachten Beitrag auf. As'ad Shaftari ist unterwegs, da klingelt das Handy. Ziad Saabs Stimme tönt aus dem Hörer. „Zwei Zeitungen haben heute Morgen schon angerufen, sie wollen ein Interview.“ Euphorisch klingt er, nicht so wie gestern Abend beim Abschied. Am Ende hatte Ziad Saab im Café erzählt, wie er 1987, drei Jahre vor dem Ende des Bürgerkriegs, Schluss machen wollte. „Wir fühlen uns schließlich wie die US-Soldaten im Vietnamkrieg. Irgendwann ging es nur noch darum, durchzuhalten.“ Aber die Mehrheit in der Partei sei dagegen gewesen. „Ich beugte mich.“ Obwohl er es eigentlich besser wusste. „Es war ein Fehler, nicht abzuhaufen. Und ich wusste das.“ Die kommunistischen Lehrbücher, die er damals vergötterte, hat er längst weggeschlossen. Selbstkritik, hatte er gesagt, bedeutete damals, nicht sich zu ändern, sondern andere. Das habe er in der Partei gelernt. „Daher gibt es von den linken Parteien des Bürgerkriegs bis heute keine Entschuldigung für die eigenen Morde.“ Dann hatte er müde ins Dunkel geblickt.

Heute brennt die Sonne auf den glatten Asphalt der Beirut Ringstraße. Aufgekratzt tippt As'ad Shaftari mit dem Zeigefinger aufs Lenkrad. Ein wichtiges Treffen steht an: Raketen aus Syrien sind in Baalbek eingeschlagen, der großen Stadt im Ostlibanon. Ein weiterer Racheakt für den Kampf Hisbollahs an Assads Seite, begleitet von hilflosen Verurteilungen durch die Behörden. Die Bürger setzen sich an diesem Tag deshalb auf eigene Initiative zusammen. „Ein Netzwerk-Treffen“, sagt As'ad Shaftari und lenkt seinen Wagen auf das Gelände der Universität St. Joseph. Verschiedene Bürgerrechtsgruppen kommen dort zusammen, man will ein Zeichen setzen gegen den drohenden Krieg.

Er erreicht, wie immer überpünktlich, als Erster den Tagungsraum. Knochentrocken steht die Luft. Nach dem zweiten Pfefferminzbonbon trudeln andere ein, man begrüßt sich laut, scherzt. As'ad Shaftari bleibt sitzen. Zuckt, als eine zierliche Frau in weißem, ärmellosem Top den Raum betritt, die braunen Haare hinters Ohr gekämmt. Er steht auf, durchmisst den Raum; beide schützen sich kurz die Hände wie alte Freunde.

Die 25 Gruppenvertreter diskutieren erst mal, wann das Treffen ursprünglich hätte beginnen sollen; As'ad Shaftaris rechter Fuß wippt. „Wir müssen in einem Monat eine nationale Konferenz einberufen“, schlägt schließlich jemand vor. „Das dauert zu lang“, sagt As'ad Shaftari. „Wir sind zu unwichtig. Wo sind denn die Gewerkschaften, die

Kirchen oder Parteien? Wir müssen einfach weitermachen. Reden und reden.“ Man geht auseinander ohne Ergebnisse.

Im Flur treffen sie dann aufeinander. „Wie geht es dir?“, fragt As'ad Shaftari die zierliche Frau. Wadad Halwani lächelt scheu. „Ich habe euren Brief gelesen“, sagt sie. „Der ist gut. Aber du weißt, dass das nicht reicht.“ Beide schweigen. „Ich habe mehr von dir erwartet. Du hilfst damit dir selbst, aber nicht uns.“

Wadad Halwani war 31, als sie am 24. September 1982 die Treppen zu ihrer Wohnung hochstieg, an der Tür sah sie ihren Mann Adnan mit zwei Männern. Hab keine Angst, sagte er noch zu ihr, ich bin bald wieder zurück. Er kam nicht wieder, christliche Milizen hatten den Kommunisten entführt. Die Mutter zweier Söhnen gründete noch im selben Jahr die Gruppe „Familien der Vermissten“. Organisierte Demonstrationen und Sitzblockaden, fordert bis heute mit Hunderten anderer Frauen Auskunft über das Schicksal ihrer Geliebten. Frauen der Warlords von damals, die auch heute die Geschicke des Landes steuern, läuft sie an wie gegen eine Wand. Die Familien der 17.000 Vermissten wollen anfangen zu trauern. Manche klammern sich noch heute an eine bizarre Hoffnung, es könne jemand lebend heimkehren.

As'ad Shaftari zieht sich die Hand übers Gesicht. „Ich weiß es nicht. Ich weiß nicht, wo all die Massengräber sind.“ Im Krieg habe es so viele Gruppen gegeben, jeder gegen jeden. „Ich war in der Hierarchie zu weit oben, darum kümmerten sich die Fußsoldaten.“

Ruhig mustert sie ihn, ohne Groll. „Ich glaube dir nicht. Du sagst nicht alles, was du weißt.“

As'ad Shaftari hebt die Schultern, verengt die Augen. Er steht allein da. Was er eben sagte, beträfe auch andere. Mächtige Mitwisser. Fühlt er sich nicht sicher? Wartet er auf Männer, die seinem Beispiel folgen? Seine Hände bedeuten ihr Stopp. „Ich weiß nichts. Für mich waren das damals Namen und Zahlen.“

Er steigt wieder ins Auto. Eine SMS von Ziad Saab. „Morgen treffen wir Jugendliche in Ramliyah, in den Schuf-Bergen“, sagt As'ad Shaftari. „Um die 50 Kids!“ Zahlen. Sie geben ihm das Lächeln zurück. Er tippt ein paar Nummern, macht Termine aus in Schulen, in einem Jugendzentrum. Lehnt sich zurück. Und dreht den Zündschlüssel, lenkt den Wagen sanft hinein in den Nachmittagsverkehr. Langsam fährt er, überholt von hupenden Taxis, entlang laut rufenden Straßenhändlern und Passanten. Im Zickzack bahnen die sich ihren Weg, eilen und springen. Es ist, als stünde er still, und nur die Welt da draußen drehe auf, die nichts gemein hat mit ihm, als käme er von einer anderen Galaxie. Nur steht As'ad Shaftari keiner intergalaktischen Blauhelmmtruppe vor. Die Welt flieht ihm davon. In der Rue Monot, vorbei an Cafés und Nachtclubs auf dem Weg zur Damaskusstraße, verliert sich seine Spur.